

## **Redebeitrag anlässlich der Ausstellungseröffnung**

Vincent Kleinbub

Sehr geehrte Damen und Herren,

auch ich freue mich, Sie heute zur Ausstellungseröffnung begrüßen zu dürfen. Ich möchte mich zunächst noch einmal herzlich bei der Gedenkstätte KZ Lichtenburg Prettin, namentlich bei Melanie Engler und Lisa Lindenau, bedanken – dafür, dass Sie diese Ausstellung möglich gemacht haben und auch dafür, dass wir gemeinsam hier in Wittenberg ein kleines Bildungsprogramm zur Ausstellung realisieren können. Mit dem Projekt „Bildspuren“ und dem Zeigen dieser Ausstellung möchte die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt dazu beitragen, die Auseinandersetzung mit Antisemitismus in die Öffentlichkeit und insbesondere auch in christliche Kontexte hineinzutragen. Gedankt sei an dieser Stelle unseren Fördermittelgebern, dem Bildungsministerium des Landes Sachsen-Anhalt und der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland.

Meine Damen und Herren, dass wir die Geschichte der nationalsozialistischen Entrechtungs- und Verfolgungspraxis öffentlich erzählen – in Ausstellungen, Gedenkstätten oder Dokumentationszentren –, war lange Zeit nicht selbstverständlich. Einerseits, weil die Erfahrungen der jüdischen Opfer und Überlebenden in beiden deutschen Staaten nach 1945 über Jahrzehnte eine bestenfalls untergeordnete Rolle spielten. Andererseits aber auch, weil die Namen derjenigen, die sich an der Verfolgung von Jüdinnen und Juden beteiligten oder von ihr profitierten, viel zu lange nicht genannt worden sind. Heute wissen wir: die antisemitische Entrechtungs- und Verfolgungspolitik des Nationalsozialismus ereignete sich nicht fern ab im Osten, sondern vielfach lokal und vor der eigenen Haustüre – geduldet von den unterschiedlichsten Gruppen, getragen von den unterschiedlichsten Interessen, ausagiert an NachbarInnen, FreundInnen, MitbürgerInnen.

In seinem Buch „Die Vernichtung der Europäischen Juden“, das heute als Standardwerk über die Shoah gilt, hat der Historiker Raul Hilberg bereits Ende der 1950er auf die Beteiligung vieler Deutscher an der sog. „Volksgemeinschaft“ hingewiesen. Als Hilberg sein Buch fertigstellte, wollte es in Deutschland jedoch niemand verlegen. Bis in die 1980er Jahre lehnten deutsche Verlage die Veröffentlichung ab. Erst 1982, immerhin vier Jahre vor dem großen Historikerstreit, erschien seine Studie schließlich in einer kleinen Auflage in der BRD.

Manche von Hilbergs Thesen, insbesondere seine Einschätzungen zum jüdischen Widerstand im Nationalsozialismus, werden bis heute kontrovers diskutiert. Für uns, die wir hier in der Evangelischen Akademie zu Gast sind, ist Hilbergs Buch aber noch aus einem anderen Grund interessant. Denn der Historiker stellte seiner Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine „Vorgeschichte des Antisemitismus“ voran, der er den durchaus provokanten Titel „Von Luther zu Hitler“ gab. Hilberg beschreibt darin, inwiefern die nationalsozialistischen Entrechtungspraktiken direkt oder indirekt auf Kirchengesetzen aufbauten, die bereits Jahrhunderte zuvor ein ganzes System der Separierung, der Markierung und des Ausschlusses von Jüdinnen und Juden begründet hatten. Hilbergs Argument ist nicht das einer bruchlosen Kontinuität vom christlichen Judenhass zum nationalsozialistischen Rassenantisemitismus. Aber er zeigt doch prononciert Parallelen und Bezugnahmen auf, Tradierungen und

Transformationsprozesse zwischen christlicher Judenfeindschaft und nationalsozialistischer Rasseideologie. Das Verbot der Ehe und des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Juden und Christen – das hatten 1935 eben nicht erst die Nazis formuliert, sondern bereits im Jahr 305 die Synode von Elvira. Das Verbot für Christen zum Judentum überzutreten, das hatte 1942 eben nicht nur das gleichgeschaltete Oberlandesgericht in Königsberg formal festgelegt, sondern das war schon auf der Synode von Mainz 1310 beschlossen worden. Der Ausschluss von Jüdinnen und Juden aus dem akademischen Betrieb vollzog sich nicht zum ersten Mal 1933 mit dem sog. „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“, sondern war 1434 auch schon beim Konzil von Basel beschlossen worden.

Die neuere Forschung hat Hilbergs Ausführungen inzwischen bekräftigt: Die Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus lässt sich ohne christliche Beteiligung tatsächlich nicht erzählen. Und so ist es gut, dass die Wanderausstellung der Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt heute hier in Wittenberg steht, dem Ort an dem die Deutschen Christen 1933 den ersten NS-Reichsbischof ins Amt wählten. Und es ist gut, dass die Ausstellung in einem evangelischen Haus steht, zu dessen Aufgaben es auch gehört, sich der Frage zu stellen, wie Martin Luther zu einem prominenten nationalsozialistischen Gewährsmann für die ab 1938 einsetzenden Pogrome, Plünderungen und Deportationen werden konnte.

Meine Damen und Herren, Sie sehen: es gibt nach wie vor Aufarbeitungs-, Reflexions- und Bildungsbedarf. Sich mit den Prozessen der Ausgrenzung, mit den Fragen nach Täterschaft und Beteiligung, der Frage nach Erinnerung und Aufarbeitung auch ganz lokal auseinanderzusetzen, dazu lädt die hier gezeigte Ausstellung ein. Anhand der zwölf Biografien und den vielen Zeugnissen, die zum Teil von den Ausgegrenzten, den Markierten, selbst stammen, haben wir heute die Möglichkeit uns zur jüngeren deutschen Vergangenheit ins Verhältnis zu stellen – und damit auch zu sensibilisieren für die Gewaltideologeme der Gegenwart, zu denen der Antisemitismus leider nach wie vor dazuzählt. Vielen Dank.